

Herman Koch



ODESSA STAR

Roman

Aus dem Niederländischen
von Christiane Kuby

Kiepenheuer & Witsch

Die Übersetzung dieses Werkes wurde von der
Niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2015

Titel der Originalausgabe: Odessa Star

© 2003, 2009 Herman Koch

All rights reserved

Aus dem Niederländischen von Christiane Kuby

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein
anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © S. John – Fotolia.com

Gesetzt aus der Albertina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04756-1

1

Max G. hatte einen schwarzen Kater, der einen schon ansprang, wenn man nur zur Tür hereinschaute. Er war groß und fett, einige Kilo schwerer als alle, die ich danach noch auf dem Schoß gehabt hatte. Auf dem Schoß hatte ich ihn übrigens nur ein einziges Mal: Ich erinnere mich noch sehr gut, dass mir der kalte Schweiß ausbrach, als er sich genüsslich räkelte und mir eine Pfote aufs Knie legte. Durch die Jeans hindurch spürte ich die Krallen, aber zum Aufstehen war es da schon zu spät.

»Bleib ganz ruhig sitzen«, sagte Max. »Wenn du dich nicht bewegst, tut er dir nix.«

Ich war gerade aus Curaçao zurückgekommen, wo ich ein paar wichtige Entschlüsse gefasst hatte. So würde ich mir einen neuen Freundeskreis zulegen. Der alte hatte nämlich längst ausgedient. Natürlich lag das vor allem am großen räumlichen Abstand und an der simplen Tatsache, dass auf Curaçao nichts, aber auch rein gar nichts los war, jedenfalls hatte ich es an einem jener heißen, einschläfernden Nachmittage, an denen die Ventilatoren in der Bar am Schottegatweg langsam zum Stillstand zu kommen schienen, plötzlich ganz klar und deutlich vor mir gesehen: Der alte Freundeskreis musste weg. Wie der neue aussehen würde, davon hatte ich dort auf Curaçao nur eine verschwommene Vor-

stellung, wie von einem Stück Land, das nach monatelanger Fahrt auf offener See am Horizont aus dem Nebel auftaucht. Der neue Freundeskreis befand sich sozusagen noch im Entwurfsstadium – aber dass Max G. dazugehören würde, das stand fest.

Der Kater auf meinem Schoß gab Laute von sich, die mir durch Mark und Bein fuhren. Sie schienen von weit her zu kommen, wie von einem Heizkessel, der tief im Keller eines Appartementhauses ansprang. »Er tut nichts«, sagte Max. »Brav, brav!« Das Grollen wurde stärker, ich spürte es bis in die Zehenspitzen, von wo es sich dann wieder langsam aufwärtszubewegen schien.

Ich war mir nicht sicher, ob ich ihn streicheln sollte oder ob gerade das einen Generalangriff auslösen würde; ich sah schon vor mir, wie er mir sämtliche Krallen seiner vier Pfoten gleichzeitig ins Gesicht schlug: zwei in die Unterlippe, eine ins Augenlid, eine in die Haut direkt unter dem Auge und den Rest in die Kopfhaut und Wangen. Wenn ich ihn dann mit aller Kraft wegstoße – ein zischendes und fauchendes Knäuel Weißglut –, zerfetzt er mir die Lippe und das Augenlid, eine Kralle ritzt mir den Augapfel auf. Mit einem dumpfen Schlag prallt er gegen die Wand, ist aber gleich wieder auf den Beinen und setzt erneut zum Sprung an, fauchend und knurrend, um mich gänzlich fertigzumachen.

Max war aufgestanden. Bis auf seine weißen Turnschuhe war alles an ihm schwarz: Haar, Hemd und Hose – schwarz waren auch die Wände des Zimmers, der Fußboden, der Kater ...

»Brav, brav, brav!«, sagte er.

Das Spiel, das Max regelmäßig mit seinem Kater spielte, bestand darin, vom Flur aus den Kopf um die Ecke des Zimmers zu stecken und ihn wieder zurückzuziehen. Der Kater saß im Zimmer auf den Holzdielen und behielt die Bewegungen scharf im Auge, legte den Kopf abwechselnd schräg

nach links und nach rechts. Äußerlich war ihm kaum etwas anzumerken, nur an dem kräftigen Schlagen des Schwanzes konnte man erkennen, dass ihn jetzt nichts mehr aus der Konzentration bringen würde. Er folgte Max' Kopf mit den Augen, wie ein Kind im Karussell dem hüpfenden Wedel oder der Feder folgt, die der Schaubudenbesitzer an einer Schnur auf und ab bewegt und die dem, der sie ergattert, eine Gratisrunde beschert.

Für den Kater kam alles auf das richtige Timing an, denn hinter dem Auftauchen und Verschwinden des Kopfes musste sich eine gewisse Logik verbergen. So ähnlich würde er sich auch an einen Vogel heranschleichen: Auch den musste man in Sicherheit wiegen, ihn glauben machen, man sonne sich nur unter ihm auf dem Rasen, man interessiere sich gar nicht für ihn, und wenn man etwas näher komme, dann nur, um an den Gänseblümchen zu schnuppern.

Das Muskelanspannen dauerte letztendlich weniger als eine Zehntelsekunde und war mit dem bloßen Auge kaum zu erkennen. Dort, wo er eben noch gesessen hatte, war eine leere Stelle. Wie aus dem Nichts befand er sich plötzlich wenige Zentimeter von Max' Kopf entfernt. Ein knurrendes, fauchendes Geräusch mitten im Sprung war die einzige Warnung. Für Max bestand die Kunst darin, den Kopf so schnell zurückzuziehen, dass der Kater knapp an ihm vorbeiflog und mit einem dumpfen Schlag an der gegenüberliegenden Wand des Flurs landete. Meistens ging das gut. Manchmal aber auch nicht. Mit einem gewissen Stolz zeigte Max mir die Kratzer auf dem Unterarm oder den Händen, wenn er das Gesicht vor den scharfen Krallen hatte schützen müssen.

An einem Samstagabend war es einmal so spät geworden, dass ich bei Max übernachtete. Er legte mir eine Matratze ins Wohnzimmer. Ich weiß nicht mehr, was in mich gefah-

ren war, aber nachdem Max ins Bett gegangen war, kam ich auf die Schnapsidee, das Spiel mit dem Kater auch mal aus-zuprobieren – damals hatte er sich durch meine regelmäßi-gen Besuche schon einigermaßen an mich gewöhnt.

Beim ersten Mal ging alles gut. Er fixierte mich genauso, wie er das bei Max immer tat. Seinen Flug an meinem Kopf vorbei nahm ich nur sehr schemenhaft wahr. Ich kann nicht leugnen, dass mir die Nähe der scharfen Krallen und des knurrenden Mauls einen ziemlichen Adrenalinstoß ver-setzte. Neu war die Erfahrung einer Art unsichtbarer Luft-verschiebung, als wäre die Atmosphäre für den Bruchteil einer Sekunde mit Elektrizität erfüllt und würde dann leer gesaugt. Die Härchen auf meiner Wange stellten sich auf und knisterten, als der Kater gegen die Wand krachte.

Und wie beim ersten Schnaps und bei der ersten Frau, verlangte auch dieses Erlebnis sofort nach Wiederholung. Beim zweiten Mal glaubte ich, den Kater überlisten zu kön-nen, indem ich den Kopf in zeitlich unregelmäßigen Ab-ständen um die Ecke steckte. Aber das schien ihn nicht son-derlich zu irritieren. Ich spürte die Kralle über meiner linken Augenbraue, sie blieb kurz hängen und riss dann etwas mit sich. Ich fasste mir an die Stirn und sah Blut an meinen Fin-gern. Der Kater hatte inzwischen schon wieder seinen Platz im Wohnzimmer eingenommen. Sein dicker schwarzer Schwanz peitschte den Boden, seine leuchtenden grünen Augen schauten mich erwartungsvoll an.

Jetzt aufzuhören, würde er mir als Zeichen der Schwäche auslegen; wer weiß, wozu er fähig war, wenn er Angst wit-terte. Max' Zimmer lag am anderen Ende des Flurs. Ich sah mich schon mit dem Raubtier im Nacken am Fußende sei-nes Bettes zusammenbrechen. Aber wahrscheinlich würde ich sein Zimmer gar nicht mehr erreichen.

Ich beschloss, mich so normal wie möglich zu verhalten. Ich steckte die Hände in die Hosentaschen und stellte mich,

als wäre alles tatsächlich so normal, wie es von außen aussah, wieder hinter den Türpfosten. Ich piffte sogar leise vor mich hin. Wir spielten eben einfach ein Spiel, der Kater und ich; kein Grund zur Aufregung. Wenn er das auch kapierte, war alles in bester Ordnung.

Nachdem es mir bei seinen nächsten fünf Sprüngen gelang, einigermaßen außerhalb des Bereichs seiner Krallen zu bleiben, schlenderte ich, die Hände in den Hosentaschen und vor mich hin pfeifend, ins Wohnzimmer. »So«, sagte ich in vergnügtem Ton, »das wär's für heute.«

Ich wusste nicht so recht, zu wem ich das sagte. Genauso wenig hatte ich eine deutliche Vorstellung davon, was ich jetzt tun sollte. Pfeifend rückte ich die Kissen zurecht, zog ein wenig an der Matratze und schob sie mit dem Fuß wieder zurück an die Wand.

Der Kater ließ mich keinen Moment aus den Augen. Nach einer Weile gab er seinen Stammplatz bei der Tür auf und sprang auf den Stuhl neben der Matratze, auf den ich meine Kleider legen wollte. Er schlug noch immer mit dem Schwanz, aber weniger kräftig als während unseres Spiels, redete ich mir ein.

Ich zog mir den Pulli über den Kopf, der Kater drehte sich ein paarmal auf dem Stuhl im Kreis und machte es sich dann bequem. Die Vorderpfoten hatte er unter sich vergraben, der Schwanz hing friedlich an einem Stuhlbein herab; er verengte die Augen zu Schlitzen, und es war, als würde er lächeln.

»Wie lustig wir gespielt haben, nicht?«, sagte ich. »Aber jetzt sind wir beide ganz schön müde.« Beim Klang meiner Stimme spitzte er die Ohren und schlug einmal kräftig mit dem Schwanz gegen das Stuhlbein. Doch dann döste er wieder ein, seine Augen schlossen sich.

Ich nahm mir ein Buch aus dem Regal und schlüpfte unter die Decke. Ich weiß nicht mehr, was für ein Buch es war –

ich habe kein Wort darin gelesen. Ich erinnere mich noch, dass das Licht der Leselampe, die mir Max hingestellt hatte, den Schatten eines Menschen an die Wand warf, der so tut, als würde er völlig entspannt in einem Bett auf dem Fußboden liegen und ein Buch lesen.

Ich hörte nicht, wie der Kater vom Stuhl sprang. Ich nahm ihn erst wahr, als er an meinem Fußende saß. Vielleicht war es auch das Schlagen des Schwanzes auf dem Parkett, das mich aufblicken ließ.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis mir klar wurde, warum er mich mit schief gelegtem Kopf und seinen jetzt wieder hellwachen grünen Augen so anstarrte. Ein eiskalter Schauer lief mir den Rücken hinauf, die Haare standen mir buchstäblich zu Berge. Denn es war mein Gesicht, das der Kater mit starrem Blick fixierte.

Eigentlich war es da schon zu spät. Zu spät zum Aufstehen, zu spät für abwehrende Bewegungen, zu spät für gutes Zureden in einer dem Kater verständlichen Sprache, dass das Spiel vorbei sei, dass es jedenfalls nicht wieder von vorne angefangen habe – dass ein Kopf, der aus einer Bettdecke herausguckt, nicht das Gleiche ist wie einer, der zur Tür hereingesteckt wird.

»Brav, brav, brav«, sagte Max wieder. Er streckte die Hand nach dem Kater auf meinem Schoß aus, zog sie dann aber doch wieder zurück. Im Nachhinein glaube ich, dass mein Entschluss in diesem Moment feststand.

Ich war fast sofort nach meiner Rückkehr aus Curaçao zu Max gefahren, ohne erst meinen Jetlag auszuschlafen. Ich hatte das Gefühl, alles müsse jetzt schnell gehen, ich könne nicht bis zum nächsten Tag warten, auf jeden Fall aber müsse ich vermeiden, als Erstes jemandem aus meinem »alten« Freundeskreis über den Weg zu laufen.

Obwohl es schon Nachmittag war, öffnete Max die Tür

mit verschlafenem Gesicht. Er schien weder überrascht noch froh zu sein, mich zu sehen. An seiner ganzen Haltung war abzulesen, dass er während meiner Abwesenheit bedeutend weniger an mich gedacht hatte als ich an ihn. Wahrscheinlich hatte er keinen blassen Schimmer, wo ich all die Zeit gesteckt hatte.

»Curaçao«, wiederholte er langsam und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Er schmeckte das Wort auf der Zunge, als wäre es ein klebriger Likör, den man sich selber nie ein-schenken würde und für den es auf jeden Fall noch viel zu früh am Tag war.

Es heißt, dass man sein ganzes Leben in Sekunden-schnelle an sich vorbeiziehen sieht, kurz bevor man sich zu Tode stürzt oder einem aus nächster Nähe eine Kugel durch den Kopf gejagt wird. So sah ich jetzt, während ich die Hand von der Armlehne hob und dem fauchenden Kater behut-sam auf den Kopf legte, all die Momente in meinem Leben vor mir, in denen ich mit knapper Not davongekommen war.

Und dann sah ich wie ein in der Luft stillstehendes Bild den Kater an dem bewussten Samstagabend mitten im Sprung; ich spürte wieder die Krallen, die durch die Bett-decke hindurch in mein Gesicht schlugen, den scharfen und gleichermaßen betäubenden Schmerz, die Zähne in mei-nem Unterarm, in meinen Händen ...

Als meine Hand den Kopf fast erreicht hatte, drehte der Kater sich halb um, öffnete das Maul und gab einen Ton von sich, der noch am meisten dem eines Bohrers beim Zahn-arzt glich, der in einem Weisheitszahn stecken geblieben ist. Ich sah das rosa Zahnfleisch, auf dem Tropfen perlten, die rosa Zunge und die Rachenhöhle, dunkel wie ein Brunnen, aus dem nie mehr ein Lichtstrahl oder Echo heraufdringt.

Im dem Moment, als Max einen Schritt auf mich zu-machte, legte ich dem Kater die Hand auf den Kopf. Das Ge-

räusch wurde lauter, er drehte den Kopf ruckartig zur Seite, wie um die fremde Hand abzuschütteln. Doch dann, während ich ihm langsam über den Nacken strich, entspannte er sich. Er legte den Leerlauf ein, und als meine Hand am Ende des Rückens angekommen war, begann er sogar, sich behaglich zu räkeln.

Ich fing wieder beim Kopf an. Er kniff die Augen zu Schlitzzen zusammen und lächelte. Das Fauchen ging in Schnurren über.

An Max' Miene erkannte ich, dass er sich über den guten Ausgang nicht nur freute. Als würde ihm etwas genommen, was er nie mehr zurückbekommen würde.

»Er spürt, dass er dir trauen kann«, sagte er. »Ab heute bist du sein Freund.«

2

Keine Ahnung, warum mir jetzt, da Max nicht mehr ist, als Erstes ausgerechnet die Sache mit dem Kater einfällt. Vielleicht weil Sylvia mich gebeten hat, morgen auf dem Friedhof ein paar Worte zu sagen. Aber dafür scheint mir die Geschichte nicht wirklich geeignet.

Ich denke an andere Beerdigungen. Beerdigungen, auf denen zuerst Tränen flossen und dann ein großes Gelächter angestimmt wurde. Ich denke an die Grabrede von John Cleese für Graham Chapman. Und dann denke ich an all die Fotografen. Bestimmt wird es auf dem Friedhof nur so von ihnen wimmeln. Man wird sie vielleicht nicht in die Trauerhalle lassen, aber ein Medienspektakel wird Max G.s Beisetzung auf jeden Fall.

In den Sechs-Uhr-Nachrichten hat man sich heute noch ausführlich über die Route des Trauerzugs verbreitet und über die umfangreichen Sicherheitsvorkehrungen. Und zum x-ten Mal in den vergangenen drei Tagen wurden die Bilder gezeigt. Die dunkle Straße und die Blaulichter an der Ecke beim italienischen Restaurant Mare Nostrum und dann die rot-weißen Absperrbänder um den Tatort. Und zum Schluss noch einmal das halb heruntergelassene Seitenfenster des silbergrauen Mercedes Cabrio, Max' Kopf auf dem Steuer – als schlief er. Polizisten mit Gummihand-

schuhen heben Patronenhülsen vom Bürgersteig auf und lassen sie mit größter Behutsamkeit in Plastikbeutel gleiten, die sie anschließend versiegeln; die Fundstellen auf dem Bürgersteig sind mit weißer Kreide umzirkelt.

Ich versuche mir vorzustellen, welche Wirkung die Geschichte vom Kater neben all den anderen Reden wohl auf die Zuhörer hätte. Ich könnte sie so erzählen, dass erst Tränen fließen und dann ein großes Gelächter angestimmt wird. Ich denke an Max' kleine Tochter, die sie wahrscheinlich zum ersten Mal hört. »Wir sind damals noch in die Schule gegangen«, könnte ich sagen. Oder: »Das ist alles schon so lange her.« Auch der Kater ist vermutlich schon seit fünfundzwanzig Jahren tot. Andererseits ist das Ganze doch anders. Anders als andere Beerdigungen, meine ich.

So weiß ich zum Beispiel nicht, ob ich morgen Abend noch am Leben bin. In den vergangenen Tagen habe ich mich auf der Straße öfter als sonst nach allen Seiten umgeblickt. Wenn ich durch die Stadt fuhr, bildete ich mir ein, im Rückspiegel mehr als einmal dasselbe Auto an meiner Stoßstange kleben zu sehen. Und heute Abend, als ich die Müllsäcke an den Straßenrand stellte, bin ich doch wahrhaftig fast unter mein Auto gekrochen, aber es war zu dunkel, um etwas sehen zu können. Ich musste daran denken, wie ich als Kind jeden Abend vorm Schlafengehen unter mein Bett schaute, ob sich da nicht ein Monster versteckt hatte.

Es ist jetzt fast Mitternacht. Ich stehe im Garten und horche auf die Geräusche der Züge auf dem ein paar Häuserblocks entfernten Rangierbahnhof. Vor einer halben Stunde habe ich bei meiner Frau und meinem Sohn reingeschaut, sie schliefen beide fest. Es gab mal eine Zeit, da glaubte ich, ohne mich würde es für sie keine Zukunft geben; nach meinem Tod würden sie in einen freien Fall geraten wie Passagiere eines Flugzeugs, dessen Pilot sich per Schleudersitz in Sicherheit gebracht hat. Mit einem Wort, ich war überzeugt

von meiner Unentbehrlichkeit. Und wer sich für unentbehrlich hält, zweifelt nicht an seiner Existenz. Zumindest nicht jeden Tag.

Aber im Sommer vor zwei Jahren am Strand von Menorca merkte ich, dass meine Frau mich von ihrem Liegestuhl aus anstarrte. Sie trug zwar eine Sonnenbrille, aber vielleicht gerade deswegen. Und als ich sie fragte, woran sie denke, antwortete sie ohne zu zögern: »Ich habe daran gedacht, was ich tue, wenn du tot bist.« Sie sagte es in einem Ton, als würde sie von einem Kleid reden, das ihr nicht mehr passt und das sie demnächst einer Kleidersammlung mitgeben wird.

Und während ich an der Schlafzimmertür auf die leisen Atemzüge meines Sohnes horchte, musste ich an die Zeit denken, als mich sein Atmen noch in Panik versetzen konnte. Wie ich an seiner Wiege angestrengt lauschte und erst beruhigt war, wenn ich die Hand unter seine Bettdecke steckte und spürte, wie sich der kleine Brustkorb hob und senkte.

Und ich dachte an die Jahre, als sich mein Sohn noch zu freuen schien, wenn ich heimkam. Wie er aus seinem Zimmer über den Flur auf mich zurannte, wenn er den Schlüssel im Schloss hörte. Und ich ihn dann mit ausgestreckten Armen hoch über meinen Kopf stemmte, und er mir mit seinen kleinen Fäusten auf die Stirn trommelte und »Lass mich runter, Papa! Lass mich wieder runter!« rief.

Gegenwärtig fängt er schon an zu stöhnen, bevor ich ausgedet habe, und wenn seine Freunde dabei sind, schüttelt er die ganze Zeit mitleidig den Kopf, als wäre ich ein hoffnungsloser Fall, den man von seinem Leiden erlösen muss. Vielleicht denkt er nach meinem Tod noch ein paar Tage an mich. Vielleicht ist er sogar wirklich traurig, aber lange wird das nicht anhalten. Wenn ich an meinen eigenen Kummer über den Tod meiner Eltern denke, mache ich mir da keine

Illusionen. Die Atemzüge meines fünfzehnjährigen Sohnes aus dem dunklen Schlafzimmer klangen wie die eines erwachsenen Mannes.

Um Punkt zwölf Uhr gehe ich wieder ins Wohnzimmer zurück und schalte die Spätnachrichten ein. Zum soundsovielten Mal zoomt die Kamera den Kopf heran, der auf dem Lenker liegt. Doch nur ein geübtes Auge erkennt das unscheinbare Loch und die ebenso unscheinbare Blutkruste hinter dem linken Ohr.

Als die Kamera sich entfernt, sieht man wieder das italienische Restaurant an der Ecke, in dem ich mich an dem Abend mit Max verabredet hatte; nur schemenhaft ist zu erkennen, dass ein Mann in hellblauem Sakko kurze Zeit in der Tür steht, hinter dem rot-weißen Absperrband, sich dann fast lässig entfernt und an der Straßenecke aus dem Bild verschwindet. Niemand hält ihn auf.

Schon einige Male war diese Person dringend aufgefordert worden, sich bei der Polizei zu melden. Aber bisher hatte ich nicht den Eindruck, als würde das die Aufklärung des Falls voranbringen, geschweige denn, dass ich jemandem damit einen Gefallen tun würde. Allerdings habe ich das Sakko vorgestern in einem anderen Stadtviertel in einen Kleidercontainer geworfen.

Wir hatten gerade bestellt. Ich sagte zu Max, ich würde noch schnell Zigaretten aus dem Automaten auf der Toilette ziehen, als er die Taschen seines Jacketts abklopfte und sagte: »Ich glaub, ich hab mein Handy im Auto liegen lassen.« Wir standen gleichzeitig auf. Ich ging zur Toilette, er zur Tür.

Ich schalte den Fernseher aus. *Ich glaub, ich hab mein Handy im Auto liegen lassen* geben als letzte Worte für einen Rückblick morgen nicht viel her. Wahrscheinlich bleibt es also doch bei der Geschichte mit dem Kater. Obwohl sie vielleicht auch wieder zu viel des Guten ist. Einige werden zu

Unrecht vermuten, dass etwas dahintersteckt, irgendeine Doppelbödigkeit; in diesen Kreisen gibt es immer Leute, die überall doppelte Böden suchen.

Andererseits ist es eine persönliche Geschichte. Oder besser gesagt, eine persönliche Geschichte von Max und mir – aus der Zeit, als alles noch in den Kinderschuhen steckte, einer Zeit, in der ein neuer Freundeskreis noch ein selbst gestecktes Ziel war und nicht etwas, aus dem man sich nur mit größter Anstrengung wieder befreit.

3

Bevor Max mich eines Nachmittags auf der Toilette des Erasmus-Gymnasiums ansprach, hatte ich ihn schon ein paar mal in der Eingangshalle und auf dem Schulhof gesehen; das war irgendwann mitten im Winter. Ich weiß das noch so genau, weil Max in seinem langen schwarzen Regenmantel auffiel zwischen den schmutzig weißen schwedischen Armeemänteln und den afghanischen Mänteln mit Schaffellkragen, mit denen die meisten von uns sich 1970 vor der Kälte schützten.

Die afghanischen Mäntel rochen auch wirklich nach Schaf, wenn auch nach einem, das sehr lange tot auf einem baumlosen Berghang gelegen hatte, bevor sein Fell zum Kragen verarbeitet worden war. Selber trug ich einen hellen schwedischen Armeemantel mit zugehöriger Mütze aus einem Ramschladen in der Reguliersbreestraat. Er war sehr groß und schwer, und jeden Morgen, nachdem ich ihn mir übergestülpt hatte, konnte ich kaum den Moment erwarten, ihn wieder auszuziehen. Man nahm auch mehr Platz ein damit, als würde man nach Jahren in einem normalen Pkw auf einmal einen Kleintransporter steuern, der auch noch einen Wohnwagen oder Anhänger hinter sich herzog. Man musste einen größeren Wendekreis einkalkulieren, und am Anfang stieß ich, wenn ich mich umdrehte, regelmäßig Glä-

ser oder Vasen vom Tisch. Der schwedische Armeemantel hatte allerdings den Vorteil, dass er nicht nach totem Schaf, sondern einfach nach Armee roch.

Von Max G. wurde schon bald gemunkelt, er sei von einem anderen Gymnasium geflogen und deshalb mitten im Schuljahr an unsere Schule gekommen. Über die Gründe des Rauschmisses kursierten verschiedene Versionen. So soll er bei einem Wortwechsel mit einem Sportlehrer dessen Handgelenk gebrochen haben. Nach einer anderen Version waren Drogen im Spiel, wobei unsere Fantasie am meisten das Detail beflügelte, dass er sie im Scheinwerfer seiner Mobylette transportierte. Wie dem auch sei, es waren nicht nur der lange schwarze Regenmantel und die anständig gebügelten Hemden und Sakkos, die Max von den meisten anderen Schülern auf dem Erasmus-Gymnasium unterschieden.

An jenem Mittag auf der Toilette bat Max G. mich um drei Blättchen. Ich hatte mich aus der Sozialkundestunde verdrückt, um eine zu rauchen. Max stand am Waschbecken und hielt die Hände unter den Wasserstrahl. Ich starrte auf die Manschettenknöpfe seines weißen Hemds, während er seine Hände hin und her drehte; er schüttelte die Tropfen ab und warf einen Blick auf den Papierspender an der Wand, der aber, solange ich mich erinnern konnte, noch nie Papierhandtücher enthalten hatte. Max schüttelte mitleidig den Kopf. »Das Schulgeld verschwindet in einem Fass ohne Boden.«

Später am Nachmittag setzte er sich neben mich. Wir gingen damals noch nicht in dieselbe Klasse, aber auf dem Erasmus-Gymnasium gab es sogenannte Wahlstunden, in denen jeder selbstständig in einem Klassenzimmer unter Aufsicht eines Lehrers arbeitete. Es war üblich, dass man sich einen Lehrer auswählte, der einem bei Fragen helfen konnte, mit denen man gerade beschäftigt war. An dem Nachmittag saß

ich bei Biervoort ganz hinten am letzten Tisch. Der Form halber hatte ich eine französische Grammatik aufgeschlagen, aber eigentlich saß ich dort, weil ich mal in Ruhe nachdenken wollte. Biervoort trug eine Brille mit dicken Gläsern, die das Licht der Neonlampen an der Decke so stark reflektierten, dass man fast nie seine Augen sah. Er war außerdem ein leidenschaftlicher Nägelkauer. Manchmal hörte man in der Stille während einer Klassenarbeit, wie er sich fast die Zähne an seinen Nägeln ausbiss, hartnäckig wie eine Maus, die sich einen Weg durch eine Fußleiste sucht. Weil Biervoort aber fast keine Nägel mehr hatte, ähnelte das Geräusch mehr einem Nuckeln. Nicht selten hörte man, wie seine Zähne sozusagen auf den Nägeln ausrutschten und sich in die feuchte Fingerkuppe gruben. Wenn er schließlich die Klassenarbeit einsammelte, vermieden wir es, auf seine Hände zu starren, aber manchmal konnten wir der Versuchung einfach nicht widerstehen.

Es war die gleiche Faszination, wie sie auch von einer offenen Wunde ausgeht, oder ganz allgemein von etwas, was man nicht sehen darf – als wären die feuchten Finger mit ihren nackten, nicht von Nägeln bedeckten Kuppen, die die Klassenarbeit vom Tisch hoben, Körperteile, die ein normaler Mensch nur nach dem Ausknipsen der Nachttischlampe hervorholt.

Max gab einen tiefen Seufzer von sich. Ich hatte zumindest noch ein Buch vor mir liegen, aber auf seinem Tisch lag gar nichts. »Das sind die schlimmsten Stunden«, sagte er. »Die, in denen überhaupt nichts passiert.«

Ich schwieg. Biervoort ließ kurz seinen Blick durch das fast leere Klassenzimmer wandern; nur am Fenster saßen noch zwei mir unbekannte Mädchen über ihre Bücher gebeugt. Zeige- und Mittelfinger des Französischlehrers befanden sich zwischen seinen Zähnen. Mit der freien rechten Hand notierte er sich etwas in ein Heft.

»Wenn sie mich nerven, stelle ich sie mir immer auf dem Klo vor«, sagte Max und nickte mit dem Kopf Richtung Biervoort. »Wie sie die Hose auf die Knöchel sinken lassen und dann in aller Ausführlichkeit kacken.«

Biervoort hob den Kopf wie ein Hund, der die Ohren spitzt, und schrieb dann weiter.

»Hast du die Finger von dem Kerl gesehen?« Und ohne eine Antwort abzuwarten: »Er hat sie schon wieder im Mund, dabei ist von den Nägeln gar nichts mehr übrig. Ich stelle mir vor, wie er auf dem Klo ordentlich presst und dann entdeckt, dass das Klopapier alle ist. Nichts außer einem Waschbecken und einem Wasserhahn. Und dann guckt er auf seine abgekauten Fingernägel ...«

Er lachte stoßweise. Ich warf ihm einen Blick zu und konnte mich dann auch nicht mehr beherrschen. Schließlich lachte ich noch lauter und länger als er. Biervoort schaute auf und fragte, was so komisch sei.

»Nichts«, sagte Max.

Da sich das Sonnenlicht, das durch die Fenster hereinfiel, in Biervoorts Brillengläsern spiegelte, war schwer auszumachen, ob er uns ansah. Wir warteten ab, ob er noch was sagen würde, aber nach einiger Zeit beugte er sich wieder über sein Heft.

»Hast du seine Frau schon mal gesehen?«, fragte Max.

»Seine Frau?«

Max holte seinen Tabak zum Vorschein und fingerte nach den Blättchen. »Sie arbeitet hier in der Schulbibliothek. Die mit dem kurzen grauen Maushaar.«

Ich kam nie in die Schulbibliothek. In der Schulbibliothek konnte man sich nur die schrecklichsten Bücher ausleihen, die niemand, der bei Verstand war, freiwillig lesen würde. Aber ich sah jetzt die Gestalt einer kleinen, runden Frau vor mir, die dienstags und donnerstags zur Bibliothek watschelte; da saß sie dann den ganzen Tag an einem Tisch

bei der Tür, einen Zettelkasten vor sich. Aber es kam nie jemand, der sich ein Buch ausleihen wollte, jedenfalls hatte ich noch nie jemanden reingehen sehen.

»Das ist seine Frau?«, fragte ich. Ich gab Max drei Blättchen.

»Frau ist ein großes Wort. Aber jeder Mann muss doch was zu Hause haben, das kocht und das Geschirr spült.«

Ich versuchte mich an das Gesicht von Frau Biervoort zu erinnern; durch das kurze graue Haar und die Menge an Zähnen und Zahnfleisch, die sie entblößte, wenn sie den Mund aufmachte, hatte sie etwas von einem Nagetier, das tief im Wald wohnt. Ein Biberweibchen zum Beispiel, eine Metzge, die nach dem Krieg kahl geschoren wurde, weil sie mit den falschen Tieren im Wald herumgehurt hatte. Außerdem standen ihre Augen leicht nach außen, was ihrem Gesicht einen stets fragenden und erstaunten Ausdruck verlieh, als wäre sie jedes Mal überrascht über die vielen Bäume, die sie an einem einzigen Tag umgenagt hatte.

Ich sah zu Biervoort hin und stellte mir vor, wie er und die kleine Frau mit dem grauen Igelkopf sich nach einem anstrengenden Arbeitstag auf dem Erasmus-Gymnasium um sechs Uhr abends am Esstisch gegenübermaßen. Draußen war es dunkel. Von der Decke hing eine Lampe mit einer Fünfundzwanzig-Watt-Birne. Zwischen ihnen stand ein Topf, aber es war nicht zu erkennen, was es zu essen gab.

»Du musst dir vorstellen, wie es da abends zugeht«, sagte Max. »Wenn sie ins Bett gehen.«

»Sie haben erst Kartoffeln gegessen«, sagte ich. »Mit ganz ekligem Fleisch.«

»Ja, zum Beispiel. Sie haben beide schon ein bisschen Sodbrennen, wenn sie sich hinlegen. Jedenfalls er. Er hat einen gestreiften Pyjama an. Einen braun gestreiften Pyjama, und er setzt sich auf die Bettkante, um den Wecker zu stellen. Dann schlüpft er aus den Pantoffeln. Solche braunen

Pantoffeln aus Kunstleder, die noch ein paar Sekunden an den Fußsohlen kleben bleiben.«

Ich sah zu Biervoort hin. Es kostete mich Mühe, nicht in Lachen auszubrechen; an der Wandtafel hinter seinem Kopf stand mit Kreide *Elle n'a pas dormi(e?)*.

»Dann setzt er die Brille ab und legt sie auf den Nachttisch«, sagte Max; er hatte die drei Blättchen aneinandergeklebt und bröselte Tabak drauf. Ich hatte Biervoort nur ein einziges Mal die Brille abnehmen sehen. Er hatte sich mit Daumen und Zeigefinger lange die Nasenwurzel gerieben. Die Stege des Gestells hatten tiefe Dellen in der Haut hinterlassen, erinnerte ich mich, als würde er die Brille auch nachts tragen.

Max holte das Samtbeutelchen, das ich schon vorher in der Toilette gesehen hatte, aus der Innentasche seines Sakkos; mit den Zähnen zog er die Schnur auf.

»Dann dreht er sich auf die Seite«, sagte er. »Wahrscheinlich entfährt seinen bleichen Arschbacken bei diesem Manöver schon ein erster feuchter Furz. Einer, der in den ersten Stunden nicht mehr unter der Bettdecke wegkommen kann. Der sich auf das Betttuch niederschlägt, daran anpappt. Biervoort lässt kurz die nagellosen Finger einer Hand hinten in seine Pyjamahose gleiten, um zu fühlen, ob es wirklich nur Luft war, was entwich. Er fühlt etwas Nasses. Aber es ist die gewöhnliche Nässe von immer.«

»Ja«, sagte ich. »Es ist da immer ein bisschen feucht, wenn man den ganzen Tag sitzt.«

»So oder so ähnlich. Er schnuppert an seinen Fingern. Er hat Lust, an seinen gänzlich abgenagten Nägeln zu knabbern. Es ist eine Versuchung, der nur schwer zu widerstehen ist. Er begutachtet seine kaum noch als solche erkennbaren Nägel wie ein Kind eine Kuchenplatte, auf der Krümel und Schlagsahnereste zurückgeblieben sind. Aber dann sieht er das graue Haar seiner Frau. Es ähnelt dem einer Wild-

sau oder eher noch den harten Borsten einer Spülbürste, die längst ausgedient hat, aber von solchen Nebensächlichkeiten lässt er sich nicht ablenken. In seiner Pyjamahose fühlt er seinen dünnen, bleichen Schwanz steif werden. Er lässt noch einen Furz, aber dabei kneift er die Arschbacken so fest zusammen, dass der Wind fast geräuschlos entweicht. Seine Finger wühlen nun zärtlich in ihrem Borstenhaar, während er mit dem Unterleib näher an sie heranrückt.«

Ich sah Max von der Seite an. Aber Max hielt seinen Blick geradeaus auf Biervoort gerichtet, während er den Inhalt des Säckchens gleichmäßig über den Tabak verteilte.

»Sie fängt jetzt an, leise zu knurren, und lässt die Hand unter die Bettdecke gleiten. Durch den Stoff der Pyjamahose kneift sie in seinen harten Pimmel. Mit denselben Fingern, mit denen sie in der Schulbibliothek im Zettelkasten blättert auf der Suche nach Büchern, die niemand lesen will, wichst sie ihn jetzt durch den billigen Nylonstoff des Pyjamas. Die Hose ist vorne schon fast genauso feucht und fleckig wie hinten. Biervoorts abgenagte Fingernägel manschen in ihrer Möse. Es tut weh, denn sie hat da noch härtere Stoppel als auf dem Kopf, der sich jetzt auf dem Kissen hin und her bewegt, während sie mit den Lippen schmatzt und schweinishche Laute von sich gibt. Sie drängt ihn, seine Finger noch tiefer hineinzustecken, seine ganze Hand bis zur Armbanduhr in ihr verschwinden zu lassen. Sie ist eine außergewöhnlich hitzige und geile Sau, und wenn sie einmal angefangen hat, dann will sie auch, dass der Stall gründlich ausgemistet wird. Er zerrt seine Pyjamahose nach unten und stößt seinen Pimmel in sie rein. Mit denselben Händen, mit denen sie in der Bibliothek für einen lernbegierigen Schüler ein völlig unlesbares Buch aus dem Bücherregal holt, krallt sie sich jetzt in seine feuchten Arschbacken, ihre Finger rollen und kneten das Fleisch, als würde sie aus einem Kochbuch ein neues italienisches Nudelgericht ausprobieren. Wegen

ihres Rotzens und Knurrens sind die Fürze, die zwischen den nämlichen Arschbacken entweichen, kaum noch zu hören. Das Sodbrennen wird so schlimm, dass er sie vor lauter Angst, er könnte ihr schwere Verbrennungen im Mund oder im Gesicht zufügen, nicht mehr zu küssen wagt. Stattdessen schlabbert er mit der Zunge in ihrem Hals wie ein Hund, der mit der Schnauze tief im Fressnapf Kutteln hinunterschlingt, und versucht, mit seinen weichen nagellosen Fingern Halt zu finden. Wenn sie doch endlich ihren Kopf still hielte, er weiß auch, wie das zu schaffen wäre, er müsste ihn nur fest nach hinten drücken, bis er einen trockenen Knacks hörte, oder er müsste ihr das Kissen auf den knurrenden und rotzenden Mund pressen, so lange bis sie still würde und sich nicht mehr bewegte. Auch ein paar gezielte Schläge mit geballter Faust mitten in das ächzende Mäusegesicht würden die Angelegenheit drastisch verkürzen, aber er fühlt an seinem Schwanz, dass es beinahe so weit ist, er ist beinahe so weit, seine Frau vollzuspritzen, er hat endlich ein Büschel ihres Haars in der Hand und lässt jetzt nicht mehr los. Sie rollt mit den Augen und bringt ihren aufgesperrten Mund hoch zu seinen Lippen wie ein ausgehungertes Vögelchen zu den Würmern im Schnabel seines Papa-Vogels, sie will ihn wahrhaftig auf den Mund küssen, sie will mit ihrer Zunge hinein in dem Moment, da er sich entlädt ... ›Los, Schätzchen‹, stöhnt sie, und ihre Finger krallen sich noch einmal mit aller Kraft in seine bleichen Arschbacken, sie wird ihn jetzt auspressen wie eine Frucht, sodass kein Tropfen mehr übrig bleibt ... ›Los, Schätzchen!‹ – er ahnt ihre Absicht, aber es ist nicht mehr aufzuhalten, es kommt von hinten, es hat sich da hochgeschaukelt, bis sich das Tor endlich öffnet und es rauskann, in die Arena. ›Dreckige, fiese ...‹, murt er noch, während auch die Magensäure sich wie ein herausgewürgtes Gewölle bis in den Hals nach oben gearbeitet hat, ›dreckige, dreckige ...‹, aber weiter kommt er nicht, das Tor

muss sich jetzt öffnen, während sie zu gurren anfängt, das macht sie immer, wenn er schmutzige Wörter gebraucht, schmutzige Wörter erregen sie, sie fühlt, wie sich ihre ganze halb kahl geschorene Möse mit Blut vollpumpt, ihre inneren Muskeln bekommen endlich seinen hämmernden Schwanz in den Griff, ein wirklich harter und steifer Schwanz ist es eigentlich nie gewesen, es ist mehr eine Art zurückfedern-des Spielzeug, das zwar innen, aber nicht außen hart ist, man kann es mit Leichtigkeit zurückziehen und dann wieder hochschnellen lassen, aber jetzt hat sie ihn doch endlich zwischen ihren mit Blut vollgepumpten Muskeln, nun soll er büßen, er entleert sich völlig, diese feige Süßholzstange, ›los, Schätzchen, gieß voll ...«

Biervoort bückte sich und nahm etwas aus seiner Tasche, die an einem Tischbein lehnte. Es war eine altmodische, solide braune Aktentasche. Er schlug die Klappe hoch und steckte seine Hand hinein, die mit einer gelben Butterbrotdose wieder zum Vorschein kam.

Der Französischlehrer äugte unter den Deckel und steckte seine Finger hinein; unter dem Tisch stieß Max mich mit dem Knie an.

Biervoorts Finger hatten anscheinend irgendwo im Innern der Dose Halt gefunden. Nach einigem Stochern und Wühlen wurde ein blasses Butterbrot sichtbar; es war ein doppeltes Butterbrot, und auch von unserem Platz in der letzten Reihe war zu sehen, dass es mit Käse belegt war.

Biervoort biss einmal schnell hinein. All seine Bewegungen hatten etwas Verstohlenes. Aus der Ferne erinnerte er an ein Tier, das etwas aus einem Mülleimer stiehlt.

Krümel klebten in seinen Mundwinkeln. Ich dachte an die Hände, die das Butterbrot geschmiert hatten, wahrscheinlich an diesem Morgen; dieselben Hände, die im Dunkel die bleichen Arschbacken des Französischlehrers geknetet und durch den Stoff seines Pyjamas an seinem halb steifen Pim-

mel gezogen hatten, schmierten bei Tageslicht die Butterbrote und belegten sie mit Käsescheiben.

Ich sah Max an, aber der schien sein Interesse an Biervoort verloren zu haben. Er strich mit der Zunge am Klebestreifen der Blättchen entlang und rollte das Ganze sorgfältig zusammen. »Vielleicht wäre es mal an der Zeit für eine kleine Pause«, sagte er.

Ich wollte ihn eigentlich fragen, wie es mit Biervoort und seiner Frau weiterging. Was passierte, nachdem sie ihn angestachelt hatte, alles strömen zu lassen. Aber etwas sagte mir, dass ich jetzt keine Antwort bekommen würde, dass ich auf eine passende Gelegenheit warten musste.

Wir standen auf und gingen aus dem Klassenzimmer; an der Tür sah ich mich noch einmal um. Die gelbe Butterbrot-dose stand nicht mehr auf dem Tisch, und auch die Krümel in Biervoorts Mundwinkeln waren verschwunden.

Es ist inzwischen weit nach Mitternacht. Im Garten hängen diese hartnäckigen Tiergerüche, wie so häufig in schwülen Sommernächten wie dieser. Ich habe den Liegestuhl mitten auf den Rasen gestellt. Hinten aus der Küchenschublade habe ich mir die zerknitterte Schachtel Marlboro angegelt. Sie lag noch genau an der Stelle, an der sie liegen sollte. Nicht gleich für jeden sichtbar, aber auch nicht wirklich versteckt. *For emergency use only*, wie bei einer Scheibe, die man einschlagen muss, um einen Notausgang zu öffnen.

Die Tiergerüche stammen noch von der vorherigen Bewohnerin, das heißt, von ihrer Art der Tierhaltung. Als sie später krank wurde, vermischten sich dann die animalischen und menschlichen Gerüche. In dieser Zeit ließ sie auch immer öfter den Hund im Garten scheißen.

Wir hatten damals nur das Stockwerk über ihr. Vom Balkon aus sah ich Frau de Bilde regelmäßig mit einer Harke herumfuhrwerken. Statt den Kot zu entsorgen, schob sie ihn mehr schlecht als recht außer Sichtweite. Der Hund war der gefleckte Vertreter einer mir unbekanntes Rasse und eigentlich zu groß, um nur im Garten ausgeführt zu werden. Zuerst scharrte er minutenlang zwischen den Pflanzen herum, wahrscheinlich auf der Suche nach einer Stelle, wo er sich selbst nicht riechen konnte. Wenn er sich schließlich,

fast beschämt, auf die Hinterbeine hockte, kreuzten sich manchmal unsere Blicke. Ich konnte mich nie des Eindrucks erwehren, dass der Blick, den er mir zuwarf, ein stummer Hilfeschrei war. Als würde er sich etwas von dem Mann erhoffen, der ihn vom Balkon des ersten Stocks schweigend beobachtete: Ich solle etwas unternehmen, damit alles wieder so werde wie früher, ich solle zumindest eingreifen und dem erniedrigenden Scheißen im Garten ein Ende bereiten.

Als wir das Haus 1995 kauften, waren nur die beiden oberen Stockwerke frei. Die schönste Etage – das Erdgeschoss mit einem hundertdreißig Quadratmeter großen Garten – war vermietet. An eine alte Frau, »die in absehbarer Zeit einsehen wird, welche Vorteile ein Pflegeheim bietet«, wie sich der Makler ausdrückte.

Ich erinnere mich, als sei es gestern gewesen: Es war Anfang März, als wir zum ersten Mal durch das Haus geführt wurden. Vom Balkon im ersten Stock schaute ich auf den Garten hinunter. Gärten hatten mich bisher nicht sonderlich interessiert, die Beschäftigung mit Blumen und Pflanzen war mir geradezu ein Gräuel, und zwar so sehr, dass sich vorübergehend meiner Obhut anvertraute Blumen und Pflanzen schon nach wenigen Tagen zu verfärben begannen und fast alle ihre Blätter verloren.

Aber dieser Garten war ziemlich verwildert, das Gras spross reichlich, dazwischen waren Blumen, deren Namen ich nicht kannte und die man normalerweise nur auf den Deichen entlang der großen Flüsse antrifft oder auf dem Mittelstreifen der Autobahn. In der Mitte war ein überwucherter kleiner Teich voll Entengrütze, an dessen Ufer auf einem rustikalen Baumstamm ein Vogelhaus stand, in dem Dutzende von Vögeln flatterten und zwitscherten, dass es eine Art hatte.

»Ich weiß nicht, ob Sie Frösche mögen«, hatte der Makler gefragt.

»Frösche?«

»Ich habe mir sagen lassen, in dem Teich hätten sich Frösche angesiedelt. Für manche hat das etwas Ländliches, andere können dem nicht viel abgewinnen ...«

Und dann fragte er, ob wir das Erdgeschoss noch sehen wollten; es spiele keine Rolle, ob die Mieterin zu Hause sei, ich sei schließlich der neue Besitzer, dem die »armselige Miete« von zweihundertsechundachtzig Gulden überwiesen werden müsse. Wenn ich die Dame davon überzeugen könne, auf meine Kosten eine Zentralheizung und Doppelfenster einbauen zu lassen, könne ich die Miete mit einem Schlag auf über tausend Gulden erhöhen.

»Wie alt ist Ihr Sohn?«, fragte er.

»Neun«, sagte Christine.

»Kinder in dem Alter machen viel Krach«, sagte der Makler in verschwörerischem Ton. »Oder drehen die Musik auf volle Lautstärke. Die baldige Übersiedlung in ein Pflegeheim, sagen wir mal, liegt zum Teil in Ihrer Hand.«

Ich erinnere mich noch sehr gut an meine Antwort: Ich brauche die untere Wohnung eigentlich nicht zu besichtigen, der Blick auf den Garten habe mir schon einen Eindruck vermittelt. Das Ganze spielte sich, wie ich bereits sagte, im März ab.

Mitte April zogen wir ein, und Anfang Mai, am ersten warmen Tag des Jahres, war da zum ersten Mal dieser Geruch. Erst dachte ich, er käme von draußen – es gibt solche Tage, an denen ländliche Düfte den Stadtrand erreichen –, aber es dauerte nicht lange, bis uns klar wurde, dass er aus dem Haus selbst kam. Aus dem Erdgeschoss, um genau zu sein.

Es war eine Geruchsmischung aus Kamelstall und versifften Kloanlagen, wie man sie vor allem auf Campingplätzen antrifft. Süßsauer, aber mit einem Schuss Ammoniak, sodass einem die Tränen in die Augen stiegen. Der Geruch

kam aus den Ritzen im Parkett, blieb im Flur hängen wie Nebelschwaden über einem Sumpf und breitete sich dann, gemächlich, aber zielstrebig, wie eine böartige Krankheit bis zur höher gelegenen Etage aus, wo sich unsere Schlafzimmer befanden.

Aber wo sich der Geruch vor allem aufhielt, besser gesagt, wo er herkam, war im unteren Treppenhaus. Hier befand sich die Quelle, hier war unverkennbar der Ort, wo er entsprang, hier offenbarte er sich in seiner konzentriertesten und erstickendsten Form.

In dem amerikanischen Film *Backdraft – Männer, die durchs Feuer gehen* haben Feuerwehrleute mit heimtückischem Rauchgas zu kämpfen, das sich durch Zufuhr von Sauerstoff in gewaltigen Explosionen entladen kann. Daran musste ich denken, als ich an jenem ersten warmen Maitag die Haustür öffnete.

Was mir entgegenschlug, ließ mich unwillkürlich die Hand vor Mund und Nase halten. Dass die Geruchsschwaden unsichtbar waren, machte sie nur umso bedrohlicher. Während ich hustend und nach Luft schnappend in das dämmrige Treppenhaus starrte, auf den schmalen Lichtstreifen, der durch die Öffnung des Briefkastens auf die Türmatte projiziert wurde, beschlich mich das Gefühl, was da lauere, sei stärker als ich, jeden Moment könnte es sich zusammenballen und explodieren, woraufhin ich, genauso wie die unglücklichen Feuerwehrleute in *Backdraft*, nur noch als verkohlter Rumpf mit großer Kraft rückwärtsgeschleudert würde, quer durch das ganze Haus und durch die bersende Küchentür nach draußen, über den Balkon in den Garten, wo der Rumpf noch stundenlang im Gras vor sich hin schwelen würde.

In der Diele war unsere Garderobe. Es dauerte nicht lange, bis der Geruch sich an unsere Jacken und Mäntel heftete, sodass wir ihn auch mit nach draußen nahmen. Nach

ein paar Tagen roch ich ihn im Auto. Ich roch ihn, wenn ich im Büro die Jacke anzog, und ich roch ihn, wenn ich nach Hause fuhr. Vor der Haustür schlug er mir mit voller Wucht aus dem Briefkasten entgegen; nun hieß es, die Lungen vollzusaugen und mit angehaltenem Atem die vierzehn Stufen nach oben hinter sich zu bringen.

Es dauerte noch etwas länger, bis uns klar wurde, dass wir den Geruch nie mehr loswerden würden. An warmen Tagen war er zwar am stärksten, aber auch bei kühlerem Wetter war er nie ganz weg. Er blieb jetzt auch an Sachen hängen, die bis dahin unbehelligt geblieben waren, vorzugsweise an Textilien. Ein frisch gebügeltes Hemd roch, wenn ich es aus dem Kleiderschrank nahm, nicht mehr nach Waschmittel und Bügelbrett, sondern nur noch nach einem schlecht gelüfteten Kamelstall.

Im Büro konnten sie nicht gleich die Quelle lokalisieren, aber dann blieben die Bemerkungen natürlich nicht aus. »Die Gülle schon ausgestreut, Fred?«, fragten sie und schnupperten am Kragen meines Hemds. »Beim Grillen nicht aufgepasst?« war auch ganz lustig.

Ich sprühte mich voll mit Deos und Duftwasser, was ich ausführlich wiederholte, nachdem ich das Auto geparkt hatte, und dann noch einmal flüchtig im Aufzug nach oben. Aber noch während ich durch den Gang zu meinem Büro ging, war mir klar, dass alles umsonst gewesen war. Der Geruch folgte mir wie die Staubwolke einem Pferdekarren oder eher wie ein Schwarm kreischender Möwen dem Achterdeck eines auslaufenden Schiffes; einige Sekunden vor Betreten meines Büros holte er mich ein und ließ sich wieder auf meinen Kleidern nieder.

Zu Hause probierte ich den Trick der stellvertretenden Verdrängung aus. Es ist gar nicht so schlimm, redete ich mir ein. Früher fandst du es doch ganz angenehm, wenn dir der Geruch des Lagerfeuers am nächsten Morgen noch in

den Kleidern hing. Oder das Parfüm einer Frau ... Spätestens da stockte der Vergleich. Von Parfüm konnte nicht die Rede sein, nicht einmal von Lagerfeuer. Vor langer Zeit habe ich mal an einer vierspurigen Autobahn gewohnt, nachts im Bett ließ ich mein Gehirn eine Vierteldrehung machen, es sollte glauben, die vorbeirasenden Autos seien die anrollenden Wellen der Brandung am Strand direkt unter dem Schlafzimmerfenster. Das Gehirn ließ sich selten länger als ein paar Minuten hinters Licht führen; danach waren die Wellen wieder Autos – und blieben es für den Rest der Nacht.

Es ist jetzt fast fünf Jahre her, dass ich mit dem Rauchen aufgehört habe, am 12. November 1996, um genau zu sein. Jetzt rauche ich noch hin und wieder eine Zigarette, wenn ich Lust dazu habe; notfalls eine ganze Packung an einem Abend, wenn es sich so ergibt. Ich lehne mich im Liegestuhl zurück und zünde die zweite dieser Nacht an.

Es ist keine Wolke am Himmel, und obwohl wir hier doch in der Stadt sind, sind mehrere Sterne zu sehen. Ich denke an die Zeit, da Sterne noch Gesprächsstoff waren; die Zeit, da uns Ausdrücke wie *unermessliche Entfernungen*, *Lichtjahre* und *schwarze Löcher* noch genauso selbstverständlich über die Lippen kamen wie *tilgungsfreie Hypothek*, *Financial Leasing* und *CruiseControl* heutzutage.

Der Geruch ist nie ganz verschwunden. In den Jahren, bevor wir das Erdgeschoss dazubekamen, haben wir natürlich alles Mögliche versucht. Wir haben der Mieterin vorgeschlagen, die ganze Wohnung instand setzen und streichen zu lassen – wohl wissend, dass man zwar den Symptomen einer Plage zu Leibe rücken, diese aber erst dann wirkungsvoll bekämpfen kann, wenn man zuerst die Brutstätte ausgerottet.

Vor ein paar Tagen bin ich auf die Harke gestoßen; die Harke, mit der sie die Hundescheiße verschwinden ließ. In

einem Teil des Gartens, in den ich sonst nie komme, ganz am Ende neben der gepflasterten Terrasse. Ich sah sie zwischen dem Farn liegen. Es war merkwürdig, sie in den Händen zu halten. Als wäre ich für einen kurzen Moment der Archäologe meiner eigenen jüngsten Vergangenheit.

Rückblickend lässt sich sagen, dass diese schon an dem Tag begann, an dem mir Max' Kater auf den Schoß sprang, inzwischen vor mehr als dreißig Jahren, oder auf alle Fälle bei unserer Wiederbegegnung an meinem siebenundvierzigsten Geburtstag.

Aber wenn ich es mir genau überlege, fängt sie eigentlich in der Pause von *Deep Impact* an.

Es ist jetzt etwas länger als ein Jahr her. Wir standen in der Pause von *Deep Impact* mit unseren Gläsern im Foyer, als ich hinter mir eine Stimme hörte. Auch ohne mich umzudrehen, wusste ich auf Anhieb, dass dies dieselbe Stimme war, die mir vor dreißig Jahren versichert hatte, der schwarze Kater, der gerade auf meinen Schoß gesprungen war, würde mir nichts tun, solange ich nur ruhig sitzen bliebe.

Meine Frau nippte an ihrem Weißwein und schaute vor sich hin. Ich brauchte sie nicht zu fragen, wie ihr *Deep Impact* bis jetzt gefallen hatte. Schon meine Bemerkung, in dem Film stecke doch auch Humor, hatte sie in den falschen Hals bekommen. Solange ich den Mund hielt, gab es zumindest noch eine reelle Chance, dass sie auch die zweite (und wichtigere) Hälfte des Films über sich ergehen lassen würde.

Ich schätze solche Dinge des Öfteren falsch ein. Schon mehrmals habe ich Leute zu etwas eingeladen (oder ihnen etwas vorgespielt oder zu lesen gegeben) in der Annahme, sie würden dabei das Gleiche empfinden wie ich. Oder vielleicht ist es noch anders: Mehr als um das gleiche Empfinden geht es mir vor allem darum, dem anderen auf dem Umweg über einen Film, ein Musikstück oder eine bestimmte Geschichte etwas über mich selber deutlich zu machen, was

sich nicht so ohne Weiteres im Gespräch von Mensch zu Mensch in Worte fassen lässt.

Wenn dem anderen im gleichen Augenblick wie mir, kurz vor dem Einsetzen des Gitarrensolos in einer seit Jahren rauf- und runtergenudelten Nummer, der gleiche kalte Schauer den Rücken hinunterläuft, dann ist etwas passiert, was nie mehr ungeschehen gemacht werden kann. Zuckt der andere dagegen mitten in der Nummer die Achseln oder redet achtlos über das Solo hinweg, dann ist er oder sie für mich im Grunde schon klinisch tot, so einfach ist das.

Wer wie Jan Vriend – Loser von Beruf und Bruder meiner Frau – behauptete, *Deep Impact* sei »der soundsovielte dumme Katastrophenfilm«, dem war faktisch schon nicht mehr zu helfen. Was man auch über meine Frau sagen mag, sie war jedenfalls bereit, mitzukommen, einen Versuch zu machen, zu verstehen, was mich an diesem Film so berührt hatte – damals jedenfalls.

Max G. lehnte im Foyer mit einem Ellbogen auf dem Tresen und redete in sein Handy; mit zwei Fingern der anderen Hand hielt er sich das freie Ohr zu. »Wenn du es machst, ist es besser, du machst es genau so, wie ich es dir sage«, verstand ich. »Wenn du es nicht so machst, wie ich es dir sage, lässt du es besser ganz sein.«

Max war höchstens ein paar Kilo schwerer geworden; sein Haar hatte sich etwas gelichtet und lag ein wenig platter am Kopf an. Schwarz war immer noch seine Lieblingsfarbe; ein teures Markenhemd hing ihm locker über den Hosensbund. Um den Hals trug er ein dünnes Goldkettchen, und auch eines oben auf seinen schwarzen Slippers.

Ich trank rasch mein Bier aus und bestellte ein zweites. Meine Frau schüttelte erst den Kopf, als ich sie fragend ansah, gab dann aber doch nach. Was uns bevorstand, war die zweite Hälfte von *Deep Impact*, der Teil, in dem alles von kilometerhohen Wogen verschlungen wird, und ich hegte die

vage Hoffnung, sie würde mit zwei Gläsern Weißwein im Kopf eher verstehen, worum es mir ging.

Max hatte sein Telefongespräch beendet. Er steckte das Handy in seine linke Hemdtasche, schüttelte ein paarmal den Kopf und sah sich dann suchend um. Sein Blick streifte den Hinterkopf meiner Frau, dann trafen sich unsere Blicke, doch er gab kein Zeichen des Erkennens.

»Wird die ganze Erde am Ende zerstört?«, fragte meine Frau. »Oder bleiben noch ein paar Leute am Leben?«

Sie gab sich redlich Mühe, uns den Abend zumindest nicht durch uferlose Diskussionen über den zu dünnen Handlungsstrang des Films zu vermiesen. Aber nicht nur ihr Blick, auch der Ton, in dem sie die Frage stellte, passte eher zu einer Mutter, die ihren Sohn in ein Geschäft für Modelleisenbahnen mitnimmt und geduldig wartet, bis er seine Wahl getroffen hat, als zu einem Gespräch zwischen Mann und Frau über den weiteren Verlauf eines Katastrophenfilms.

»Willst du das wirklich wissen?«, fragte ich. »Bei einem Thriller willst du doch auch nicht hören, wie es ausgeht.«

Meine Frau kniff die Augen zusammen und nippte an ihrem Wein. »Es ist aber kein Thriller, Schatz«, sagte sie schließlich. »Es ist eher ein ...«

Ich ließ sie nicht ausreden; Max hatte sich vom Tresen gelöst und kam in unsere Richtung. Als er schon fast an uns vorbei war, legte ich ihm die Hand auf den Arm. »Max!«, sagte ich – es hörte sich überzeugend an, als hätte ich ihn gerade erst in diesem Moment erkannt. Max G. sah leicht verärgert auf meine Hand und dann zu mir auf.

»Fred«, sagte ich. »Obersekunda.«

Sein Gesicht nahm einen grübelnden Ausdruck an, wie bei einem Weinkenner, der an der soeben entkorkten Flasche aus einem etwas obskuren Jahr schnuppert. Er fasste sich an die Nase und schüttelte dann den Kopf.

»Tut mir leid«, sagte er, »Sie müssen sich irren.«